



SUSANNE JANSSON wurde 1972 in einer Kleinstadt nahe der norwegischen Grenze geboren. Sie ließ sich in New York zur Fotografin ausbilden, bevor sie nach Schweden zurückkehrte, um Journalismus zu studieren. Ihr Debütroman *Opfermoor* verkaufte sich noch vor Erscheinen in über 20 Länder. *Winterwasser* ist ihr zweiter Roman und erscheint posthum. Die Autorin verstarb 2019 an einer Krebserkrankung.

Außerdem von Susanne Jansson lieferbar:

Opfermoor

SUSANNE JANSSON

WINTER WASSER

THRILLER

Aus dem Schwedischen von
Lotta Rüegger und Holger Wolandt



Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel *Vintervatten*
bei Wahlström & Widstrand, Stockholm.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2024

Copyright © 2020 der Originalausgabe by Susanne Jansson

Copyright © 2024 der deutschsprachigen Ausgabe

by Penguin Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Published by agreement with Paloma Agency

Trotz sorgfältiger Recherche und Nachforschungen

konnten leider nicht alle Rechteinhaber ermittelt werden,

bei berechtigten Ansprüchen wenden Sie sich bitte

an den Verlag.

Redaktion: Marie-Sophie Kasten

Covergestaltung: www.buerosued.de

Covermotiv: Getty Images/Roberto Moiola/Sysaworld

und www.buerosued.de

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10913-6

www.penguin-verlag.de

Don't wait any longer.
Dive in the ocean,
leave and let the sea be you.

Jalal Al-din Rumi (1207–1273)

Übersetzt von Coleman Barks

(*The Illuminated Rumi*, Broadway Books, 1997)

Prolog

Es waren die Himmel, die vielen, die großen.

Die Himmel über dem Meer, in ständiger Veränderung.

Die schweren schmutzweißen. Die hellblauen sorglosen, mit nur wenigen Streifen Weiß. Sie erinnerten an hübsch gefälteltes Seidenpapier über einem wunderbar goldgelben Schimmer, die stummen stahlgrauen Himmel, die blitzenden und abgründtiefen und irrsinnig donnern.

Die Himmel wölbten sich über den weichen, von Gletschern in Jahrtausenden glattgeschliffenen Felsen, und breiteten sich, alles beherrschend, über der Welt aus.

Sie wurden geformt, lösten sich auf und entstanden wieder in neuer Gestalt, man wusste nie, in welcher.

Das waren die Himmel.

Und die Gewässer.

Und die Felsen.

Das war alles.

Und dann die Menschen. Diese kleinen Menschen, die ihre Häuser auf den zerfurchten Landmassen errichtet hatten. Zum Heringsfang, damals, vor langer, langer Zeit, als die Fischeschwärme so groß waren wie nie zuvor. *Noch nie hatten sie solche Fischeschwärme erlebt.* Es hieß, man habe zwischen den Inseln hin und her gehen können. Es sei mehr Fisch als Wasser im Meer gewesen.

Die Menschen wohnten auf diesen Inseln und begaben sich unter all diesen Himmeln auf diese Gewässer hinaus. Und manchmal, nicht selten, gar nicht selten, fiel jemand unter einem dieser Himmel in dieses Wasser, dort wo er nicht hätte hineinfallen dürfen, und so war es dann einfach. Für die Menschen spielte das natürlich eine Rolle, aber nicht für die Gewässer, und für die Himmel auch nicht.

Vielleicht waren dann Rufe zu hören, ein Name, den der Wind verwehte. Rufe von Land oder von einem Boot übers Meer.

Manchmal im Winter, wenn das Meer tiefer und dunkler wurde, war von anderen Rufen die Rede. Sie kamen vom Meer, drangen an Land. Verspielte und lockende Rufe.

Aber vielleicht sagte man das nur so.

Vielleicht war es auch nur der pfeifende Wind.

1

Wohlwollend leuchtete das Sonnenauge in der Höhe und schickte einige Lichtstrahlen hinab, die kurz unter der Wasseroberfläche barsten und auseinanderfielen. Das Licht seiner Stirnlampe wurde schwächer. Er hätte den Akku aufladen sollen. Nun, er war ja bald fertig.

Martin ließ den Blick über die Zuchtleinen seiner Aquakultur gleiten. Von Seegras und Muscheln überzogen gliichen sie einem Unterwassergarten. Schließlich erreichte er den letzten am Meeresgrund vertäuten Anker. Er überprüfte die Festigkeit, indem er mehrmals an den Leinen zog. Alles wirkte intakt, nichts schien beschädigt zu sein.

Alles sah gut aus.

Er machte kehrt, nahm mit den Flossen Geschwindigkeit auf und steuerte auf das am Meeresgrund verlaufende Seil zu. Das eine Ende war in der Aquakultur verankert und das andere am Steg. Inzwischen war ihm richtig kalt. Hände und Rücken fühlten sich schon länger taub an, aber jetzt war sein ganzer Oberkörper eisig und gefühllos wie ein Fleischklumpen.

Zu dieser Jahreszeit, im Januar, war im Meer nicht viel los. Die eine oder andere winzige Krabbe wetzte davon und versteckte sich im Sand, und irgendwo lagen Flundern herum und warteten auf bessere Zeiten. Aber im Großen und Ganzen hatte die Kälte das marine Leben stillgelegt.

Spätherbst und Frühwinter waren anders. Die Zeit, wenn die Algen des Sommers verschwunden waren, die richtige Kälte aber noch nicht eingesetzt hatte. Wenn die Sicht klar war und überall Leben herrschte.

Wenn Regen, Schmuddelwetter und Stürme den Himmel verdunkelten, war man in der Ruhe und Stille unter der Wasseroberfläche bestens aufgehoben. Dann tauchte er häufig einfach nur zum Vergnügen.

Es war die schönste Art der Entspannung, schwerelos im Meer zu treiben, wenn die Welt auf die Fläche reduziert wurde, die der Lichtkegel seiner Taschenlampe erhellte. Alles andere verschwand dann. Mit den Gewässern in den Tropen war das nicht zu vergleichen. Dort betrug die Sicht in alle Richtungen zwanzig Meter. Hier waren die Dunkelheit, die Nähe und die Details der Sinn der Sache.

Unmittelbar unter der Oberfläche schwammen die Quallen. Die kleinen Seestachelbeeren glitzerten in verschiedenen Farben, wenn sie angestrahlt wurden. Und die Feuerquallen, die mit ihren meterlangen Tentakeln auf der Jagd waren: gesunde und starke Organismen in ihrem wahren Element, nicht diese kaputten, halbtoten Quallen, die normalerweise im Sommer in Ufernähe zu finden waren. Aber Vorsicht war angesagt! Einmal hatten sich ein paar Fäden einer Feuerqualle in seinem Atemregler verfangen. Daraufhin war seine Oberlippe bis zur Unkenntlichkeit angeschwollen.

Im Dunkeln zeigten sich auch Wesen, die bei Licht nicht zu sehen waren. Winzige Tintenfische, deren Farbe sich veränderte, wenn sie sich bedroht fühlten, Hummer, die aus ihren Höhlen gekrochen waren und Spaziergänge

unternahmen. Oft bekam er sie allerdings nicht zu Gesicht, auch nicht die Krabben, die Seespinnen und die Einsiedlerkrebse. Er musste auf Bewegungen achten und auf die winzigen Augen, die das Licht seiner Taschenlampe reflektierten.

Er ließ seinen Blick über eine Felswand mit Korallen und Seepocken wandern. Plötzlich fühlte er sich beobachtet. Er drehte sich um. Hinter ihm schwebte eine weiße, leicht bläuliche Lungenqualle. Sie erinnerte an ein kleines Gespenst oder vielleicht an einen gerade aus der Erde gezogenen Pilz oder eine Atombombe, die eben explodiert war.

Ihm wurde klar, dass nicht nur er der Betrachter war. Er selbst wurde von allen Seiten beobachtet. Von den Wesen, die herumschwebten oder sich im Sand vergraben oder unter Steinen versteckt hatten, um seinem Blick zu entgehen, und deren Augen nie vom Lichtkegel seiner Taschenlampe erfasst wurden.

Jetzt sah er den Steg beim Schuppen vor sich.

Mit ein paar letzten Fußstößen war er dort. Langsam stieg er das letzte Stück zur Wasseroberfläche auf und bekam die Leiter zu fassen. Er zog die Schwimmflossen aus, warf sie auf den Steg und kletterte die Leiter hinauf. Sie war sehr stabil. Er hatte es sich einige Tausend Kronen kosten lassen, dass sie seinem Gewicht mit kompletter Ausrüstung standhielt.

Auf dem Steg zog er den Atemregler aus dem Mund, löste sämtliche Schläuche, streifte die Druckluftflaschen vom Rücken und legte alles in die bereitstehende Schubkarre. Dann schlurfte er sich mit schweren Schritten zu

seinem Pick-up und fühlte sich dabei so gelenkig wie eine auf dem Rücken liegende Schildkröte.

Als er den Neoprenanzug ausgezogen und seine Ausrüstung in dem Wagen aufgehängt hatte, hustete er die Kälte aus den Lungen und ließ sich auf den durchgesessenen Sitz sinken. Er ließ den Motor an, goss sich Kaffee aus der Thermoskanne ein und wärmte seine Hände an dem heißen Becher.

Alles hatte gut ausgesehen.

Es war vorbei, alles würde wieder wie früher sein.

Wenn er doch nur daran glauben könnte!

Eine Viertelstunde später fuhr Martin los. Er umklammerte das Lenkrad, und seine Knöchel traten weiß hervor.

Niemand war zu sehen, als er den Schuppen hinter sich ließ und an dem Bauernhof der Brüder vorbeifuhr.

Er bemerkte keine missbilligenden Blicke. Trotzdem spürte er sie aus allen Richtungen, aus dem Haus, der Scheune oder einer der geparkten Landmaschinen.

Blicke, unterdrückte Wut.

Sie waren dort irgendwo, das wusste er.

Er überlegte, was er sich für die drei Tage, die er mit Adam allein sein würde, einfallen lassen sollte. Vielleicht könnten sie am Samstag einen Ausflug nach Göteborg machen, in den Zoo Slottsskogen. Adam wäre sicher begeistert, besonders wenn sie auch noch seinen Freund Vilgot mitnahmen. Aber morgen wollte er erst einmal zu Hause bleiben und den Schuppen und den Garten aufräumen. Minusgrade und bedeckter Himmel waren vorhergesagt. Kein besonders schönes Wetter, aber auch kein Schneesturm wie letztes Wochenende, als die Straße kaum

noch zu sehen gewesen war und er die meiste Zeit in seinen vier Wänden hatte verbringen müssen. Morgen würde er mit Adam ans Meer gehen und Kaffee trinken, nachdem Alexandra und Nellie gefahren waren. Einfach entspannen.

Nach gut zwanzig Minuten bog er auf den Kiesweg zum Kindergarten ein. Er lag direkt am Meer, und seit er die anfängliche Sorge darüber, was alles geschehen könnte, abgelegt hatte, fand er, es sei der schönste in ganz Schweden. Diese ewige Unendlichkeit, in der sich die Kinder jeden Tag aufhalten durften, musste sie irgendwie zu *guten Menschen* machen, so dachte er manchmal, obwohl er es natürlich eigentlich besser wusste.

Die Kinder saßen auf Baumstämmen, die in einem Viereck um das Feuer platziert waren, und grillten Wurst. Martin parkte seinen Pick-up, suchte mit dem Blick nach seinem Sohn, bis er endlich den blonden Haarschopf und seinen blauen Overall entdeckte. Er blieb einen Augenblick sitzen und schaute einfach nur zu. Adam hatte den Pick-up noch nicht entdeckt. Er befand sich im Augenblick noch in seiner eigenen Welt. Der Welt ohne Eltern. Das zu beobachten faszinierte Martin. Er fand es großartig und auch ein wenig unheimlich, dass Adam auch ohne sie ein Individuum war. Jetzt aß er den letzten Rest seiner Wurst und bekam eine Serviette, um sich den Mund abzuwischen.

Der süße Schmollmund. Die runden, weichen Wangen. Die Augen, die allem gegenüber aufgeschlossen waren, bis sie auf etwas reagierten, was nicht in Ordnung war, nicht akzeptiert werden konnte. Oft Dinge, die mit Mülle zu tun hatten – dass er zu Hause liegen geblieben war und nicht sofort geholt werden konnte. Oder dass er selbst zu

einer Puppe oder zu einem Teddybären gemein gewesen war und nicht wusste, wie er sich entschuldigen sollte. Alle Widrigkeiten und Freuden des Lebens konnte Adam irgendwie auf seine Flickenpuppe beziehen.

Martin schob den Sitz nach hinten und streifte die dicke Unterwäsche ab, die er beim Tauchen getragen hatte. Stattdessen zog er Jeans und Pullover über und stieg aus dem Wagen. Als er die Autotür zuschlug, hob Adam den Blick.

»Papa!«

Adam stand auf. Mit ausgestreckten Armen rannte er auf Martin zu.

»Hallo, mein Schatz«, sagte Martin und ging in die Hocke.

Ihre lange Umarmung roch nach Wurst, und Martin spürte, wie sich seine Unruhe auflöste und verschwand.

»Steig ein, ich geh deine Sachen holen und sag Bescheid, dass du morgen nicht kommst.«

Es dämmerte, als sie auf die Landstraße einbogen. Adam saß neben Martin in seinem rückwärtsgerichteten Kindersitz und versuchte, ein Papierflugzeug zu falten. Martins Handy ertönte. Eine Nachricht von Alexandra.

Kaufst du Popcorn? Dahinter ein großes Herz.

Martin lächelte und antwortete mit einem Kuss-Emoji.

Der kleine Lebensmittelladen lag direkt an der Landstraße und wurde vor allem von Leuten frequentiert, die außerhalb von Henån lebten und keine Lust auf die riesigen Supermärkte im Ort hatten. Er führte die notwendigen Waren, und in einer Ecke standen ein Tisch, ein paar Stühle und ein Kaffeeautomat.

Fast immer stieß man hier auf jemanden, mit dem man sich kurz über Pferdewetten oder Fußball austauschen konnte. Adam saß dann da und wartete und bekam, wenn er Glück hatte, von einer netten Person einen Lutscher oder ein Bonbon.

»Warte hier, ich bin gleich wieder da«, sagte Martin, und Adam rannte, ohne zu antworten, zu einem der Korbstühle, seinem Stammpfatz. Rasch suchte Martin zusammen, was er brauchte, und ging zur Kasse, um zu zahlen.

Von der Schlange vor der Kasse aus warf Martin einen Blick auf Adam. Er hatte Lisa auf dem Schoß, einen kleinen Pekinesen, den sie gelegentlich im Laden trafen und der einer älteren Frau gehörte. Martin lächelte, seufzte aber innerlich. Er wusste, was ihm jetzt bevorstand. Das ganze Wochenende würde Adam von Lisa reden. Von ihrem weichen Fell, und wie viel Spaß es machte, mit ihr zu spielen. Ob sie nicht auch so einen Hund kaufen könnten? *Wann* sie denn endlich so einen Hund kaufen würden? Zu seinem vierten oder erst zu seinem fünften Geburtstag? Ob er den Namen bestimmen dürfte?

Als Martin bezahlt hatte, war Lisa weg, aber Adam hielt ein Schächtelchen mit Süßigkeiten in der Hand.

»Guck mal«, sagte Adam zufrieden und schüttelte das Schächtelchen.

Hinter ihm saß ein stark übergewichtiger Mann Mitte sechzig in Trainingsanzug. Martin kannte ihn nicht. Er beugte sich, auf einen Stock gestützt vor, zwinkerte Martin zu und sagte mit heiserer Stimme:

»Es ist ja bald Samstag. Da darf man mal ein Bonbon.«

Alexandra saß mit Nellie im Arm auf der Küchenbank und ging die Post durch, als Martin und Adam nach Hause kamen. Eine Wandlampe und zwei Kerzen kämpften gegen das Dunkel des Nachmittags an, im Radio liefen die Nachrichten, und in der Küche duftete es nach Parmesan. Auf dem Herd stand Risotto.

»Hast *du* ...?«, fragte Martin erstaunt.

»Tu nicht so schockiert«, erwiderte Alexandra gespielt beleidigt.

Martin zog seine Jacke aus und hängte sie in die Diele, und Adam rannte auf seine Mutter zu, ließ sich umarmen und zeigte ihr das Papierflugzeug und die Süßigkeiten.

»Du kennst die Abmachung«, meinte Alexandra, die in Sachen Erziehung prinzipienfester war als Martin.

»Ein Onkel hat sie mir gegeben.«

»Aber Süßigkeiten gibt es nur samstags.«

»Und wann ist Samstag?«

»Nicht morgen, aber am Tag danach.«

»Aber dann sind die doch schon alle«, erwiderte Adam triumphierend. Er runzelte die Stirn und betrachtete seine Schwester, die mit ein wenig Milch auf ihren winzigen Lippen an Alexandras Brust eingeschlafen war.

»Nellie schläft«, stellte er fest und berührte ihre Wange.

»Stimmt«, flüsterte Alexandra. »Weck sie bitte nicht auf.«

Sie erhob sich und legte ihre Tochter in eine alte Wiege. In ihr hatte schon Martins Vater gelegen und später auch Martin.

Sie kehrte zu Adam zurück und nahm ihn auf den Schoß. Martin beugte sich vor und küsste sie auf den Mund.

»Wie lief's?«, fragte Alexandra.

Martin hörte die leise Angst in ihrer Stimme. Er ging zum Kühlschrank.

»Bier?«

»Gerne«, antwortete Alexandra. »Im Fernsehen hieß es, Bier sei sehr gut, wenn man stillt.«

»Ach, wirklich?«, erwiderte Martin erstaunt.

»Tja, *vielleicht* habe ich da auch etwas missverstanden«, antwortete Alexandra mit Unschuldsmiene.

Martin füllte zwei große Gläser mit schäumendem Porter, stellte das eine vor Alexandra auf den Tisch und nahm dann ihr gegenüber Platz. Er schaute aus dem Fenster auf das letzte Rot des Himmels. Obwohl Alexandra gerade gescherzt hatte, wusste er, wie gespannt sie auf seine Antwort wartete.

»Es sah gut aus«, meinte er. »Keine Auffälligkeiten.«

Er fuhr sich nachdenklich mit der Hand durch sein dunkles, dichtes Haar und über seinen Bart. Dann schüttelte er den Kopf.

»Ich glaube, wir müssen uns keine Sorgen mehr machen.« Seine Stimme klang entschieden, als hätte er jetzt beschlossen, dass es einfach so sei. »Ich glaube wirklich, dass es vorbei ist.«

Alexandra hob ihr Glas und tauchte ihre Lippen in den Schaum.

»Hoffentlich«, sagte sie. »Hoffentlich.«

Aaadam. Aaaadam.

Martin erwachte langsam. Die gedehnten Tonschleifen, die Adams Namen bildeten, waberten durch sein Bewusstsein, bis er schließlich erwachte.

Hatte jemand nach Adam gerufen?

Hatte er geträumt?

Jetzt hörte er etwas anderes. Aus dem Fernsehzimmer gegenüber der Schlafzimmertür drang ein vertrauterer Geräusch. Um Alexandra nicht zu wecken, machte er kein Licht, stellte die Füße auf den knarrenden Dielenboden und erhob sich.

Adam stand am niedrigen Fenster hinter dem Fernseher und schaute wie schon so oft nachts aufs Wasser.

Martin setzte sich neben ihm auf den Boden und wartete. Sie ließen ihm immer Zeit, wenn er schlafwandelte, aber nach einer Weile kam es Martin doch recht lange vor. Er richtete sich auf, betrachtete das Wasser und dann wieder seinen Sohn.

Wie er so dastand, sah er so einsam aus. So wehrlos. Der Schlafanzug, den er zu Weihnachten bekommen hatte, war eine Nummer zu groß. Die Hose hing ihm auf der Hüfte, und seine Füße waren unter den zu langen Hosenbeinen nicht zu sehen, während das Oberteil über eine Schulter gerutscht war. Der Mond schien ihm direkt ins Gesicht, sodass es wie Perlmutter schimmerte. Seine Augen waren auf einen Punkt in der Ferne gerichtet.

»Hej«, sagte er plötzlich mit einer Stimme, die so deutlich war, dass sie Martin beinahe Tränen in die Augen trieb. Es klang wie eine Stimme aus einer anderen Welt.

»Nicht jetzt«, fuhr Adam fort, »bald, ich komme bald.«

Dann wurde es lange still.

Schweigend stand Martin neben ihm und spürte, wie sich seine Nackenhaare sträubten. Das war neu. Glaubte Adam, dass er mit jemandem sprach?

Adam kehrte in sein Zimmer zurück, kletterte ins Bett und legte sich zurecht. Martin zögerte einen Augenblick. Er unterdrückte den Impuls, Adam anzusprechen und ihn zu wecken. So war es mit Alexandra abgesprochen. Sie wussten, dass es verschiedene Meinungen dazu gab, ob man Schlafwandler wecken solle oder nicht, aber da sich Adam bei seinen Wanderungen bislang nie selbst gefährdet hatte, ließen sie ihn einfach weiterschlafen. Martin deckte Adam zu und knipste seine kleine Nachtlampe an, die wie eine schlafende Katze aussah. Wieder im Bett, dauerte es noch lange, bis er einschlafen konnte.

Die Schlafwandlerei hatte vor ein paar Monaten angefangen. Die Krankenschwester im Ärztehaus hatte ihnen erklärt, dass das bei Kindern nichts Ungewöhnliches sei und oft durch ungewöhnliche Ereignisse ausgelöst werde. Eine Art Stressreaktion. In diesem Fall wahrscheinlich, weil Adam ein Geschwisterchen bekommen habe. Die Erzieherinnen im Kindergarten hatten auf Nachfrage versichert, Adam sei so ausgeglichen wie immer. Es hatte ihm immer dort gefallen. Mit dieser Erklärung hatten sie sich begnügt. Martin hatte die Problematik gegoogelt und wusste außerdem, dass Schlafwandeln erblich sein konnte. War er als Kind auch geschlafwandelt? Er nahm sich vor, beim nächsten Gespräch mit seinen Eltern nachzufragen und das Thema auch Alexandra gegenüber anzusprechen.

Martin erwachte kurz gegen sechs, als Alexandra und Nellie aufbrachen. Sie wollten ein langes Wochenende mit Alexandras Schwester Monica in Kopenhagen verbringen, im Hotel wohnen und ins Spa gehen. Monicas Nachbarstochter, eine erfahrene Babysitterin, war auch mit von der Partie, um Alexandra ein wenig zu entlasten und den Schwestern ein unbeschwertes Beisammensein zu ermöglichen.

Alexandra küsste ihn liebevoll auf die Stirn, und er ahnte einen Hauch von Magnolien, dem Parfüm, das er ihr geschenkt hatte. Er fuhr Nellie mit den Fingern über ihre weiche Babywange, als Alexandra sie auf seinen Schoß setzte. Weil sie es eilig hatte, ergab sich keine Gelegenheit, ihr von dem nächtlichen Erlebnis zu erzählen. Vielleicht gut so, schließlich wollte er sie nicht beunruhigen. Seit Nellies Geburt vor vier Monaten hatte sie alle Hände voll zu tun. Ein nettes Wochenende war ihr wirklich zu gönnen.

»Passt auf euch auf«, flüsterte er.

»Passt auf euch auf«, erwiderte sie ebenfalls flüsternd.

Eine Stunde später stand er auf, zog seinen Bademantel an, warf einen Blick auf Adam, der noch schlief, und ging dann die Treppe hinunter. In der Küche löffelte er Kaffee in die Espressokanne und stellte sie auf den Herd. Dann goss er sich ein Glas Grapefruitsaft ein und ging in seinen abgetretenen Holzschuhen nach draußen, um die Zeitung zu holen.

Es war noch dunkel. Der Garten ruhte in der Morgenkälte. Bald würde das offene Meer jenseits der kleinen Insel und Schären sichtbar werden. Das Skagerrak, ausgedehnt und wild.

Im gelben Licht des Küchenfensters blieb er eine Weile stehen und genoss die Stille. Er fühlte sich eins mit dieser Insel, dem Meer, dem Haus. Obwohl es in seiner Kindheit nur als Sommerhaus gedient hatte, war es ihm immer wie sein richtiges Zuhause vorgekommen. Im Guten wie im Schlechten. Fast alle Kindheitserinnerungen stammten von hier.

Vom Meer her hörte er die dumpfen Rufe einer Rohrdommel. Es war ein unbehagliches Geräusch, und er konnte nachvollziehen, warum die Bauern früher geglaubt hatten, dass es von böartigen Geistern herrühre.

Er fröstelte und kehrte ins Haus zurück.

Seine Eltern hatten das Haus für 80 000 Kronen kurz nach ihrer Heirat in den 1970er Jahren gekauft, weil sein Vater auf der Insel Orust aufgewachsen war. Sie wollten einen Ort mit einem Erdbeerbeet haben, an dem sie baden, rudern und im Sommer fischen konnten. Es war ein zweistöckiges Holzhaus von fünfundsechzig Quadratmetern Fläche, das aus fünf schönen kleinen Zimmern und einer Glasveranda bestand. Alles, was man sich wünschen konnte. Aber je älter Martin geworden war, desto seltener hatten seine Eltern ihr bequemes Einfamilienhaus in Uddevalla verlassen.

Nach dem Abitur hatte Martin an der Universität Göteborg Biologie studiert. Er hatte eine Wohnung im Stadtteil Majorna zur Untermiete gefunden, die er später mit Unterstützung seiner Eltern gekauft hatte. Das Studium hatte ihm nicht gefallen, und bereits nach einem Semester hatte er es an den Nagel gehängt und stattdessen eine Ar-

beit in einem Sportgeschäft am Stadtrand angenommen. *Vorübergehend*, hatte er sich gesagt, während er darüber nachdachte, wie es mit seinem Leben weitergehen sollte. Also war er jeden Morgen aufgestanden und zur Arbeit gegangen, die ihm weder gefiel noch verhasst war. Und dabei blieb es. Die Abende hatte er meist zu Hause verbracht, weil er sich nicht für das Nachtleben interessierte und nur wenige Freunde in Göteborg besaß. Am Wochenende war er immer nach Orust gefahren und hatte es genossen, das Haus für sich zu haben und im Garten zu arbeiten. In seiner Kindheit hatte er alle Ferien hier verbracht. Mit fünfzehn hatte er in Henån erstmals an einem Tauchkurs teilgenommen und nach einigen Jahren einen international gültigen Tauchschein erworben. Dank seines Personalrabatts konnte er sich eine recht professionelle Taucherausrüstung zulegen und tauchte fast das ganze Jahr über, sobald er die Insel besuchte. Er träumte davon, wenn das Geld reichte, auch einmal in wärmeren Gewässern zu tauchen.

Als ihm ein Job in einer der großen Aquakulturen auf Orust angeboten worden war, hatte er seinen Eltern vorgeschlagen, das Sommerhaus in Schuss zu halten, wenn er dort wohnen dürfe. Sie hatten sofort eingewilligt, erleichtert darüber, sich um nichts mehr kümmern zu müssen.

Mit Erlaubnis seiner Eltern und dem Geld aus dem Verkauf seiner Göteborger Einzimmerwohnung hatte er das Haus auf der Insel behutsam renoviert. Er installierte Elektroheizkörper, erneuerte Teile der Küche aus den 1950er Jahren, modernisierte das Bad, schliiff die schönen Dielen ab und strich die Wände aus Kiefern Brettern weiß.

Nachdem er das Haus zu seinem gemacht hatte, liebte er es auf eine ganz neue Weise. Es wirkte so sauber und frisch, nichts Altes war geblieben.

An dem Tag, als Alexandra bei ihm eingezogen war, hatte er das Gefühl gehabt, alle seine Wünsche seien in Erfüllung gegangen. Sie würden eine Familie werden. Martin schmiedete Pläne für eine eigene überschaubare Muschelzucht. Nach einigen Jahren hatte er sie umsetzen können, und anfänglich war es auch sehr gut gelaufen.

Dann hatten die Probleme begonnen.

Alexandra hatte er, zwei Jahre nachdem er auf die Insel gezogen war, eines Samstagabends im Slussen, einer Sommer-Pension mit Restaurant und Livemusik, kennengelernt. Robert, sein bester Freund, hatte ihn gedrängt, abends mit ihm auszugehen. Robert war auf Orust aufgewachsen und hatte Martin in den Sommern ihrer Kindheit immer überallhin mitgenommen. Nach Roberts Heirat mit Lia waren sie nicht mehr so oft in die Kneipe gegangen.

Alexandra hatte ihn angesprochen. Martin stand allein mit einem Budweiser am Tresen, und sie forderte ihn zum Tanzen auf.

Er zögerte, weil er nicht gerne tanzte.

»Du kannst nicht einfach hier rumstehen«, sagte sie und lächelte ihn an. »Das hier ist ein Tanzlokal, hier soll man sich amüsieren, Leute treffen, gesellig sein. Komm schon!«

Sie zog ihn auf die Tanzfläche, und als sie in Schweiß geraten waren, setzten sie sich an einen Tisch und tran-

ken Cola. Alexandra musste noch fahren. Robert, der die meisten Leute auf der Insel kannte, unterhielt sich unterdessen mit ein paar Freunden am anderen Ende des Lokals. Alexandra und Martin verstanden sich auf Anhieb sehr gut. Sie war sein komplettes Gegenteil, klein, blond und lebhaft.

Als er an diesem Abend nach Hause kam, war er bereits verliebt. Seine Euphorie war so groß, dass er sich nicht eingestehen mochte, dass sie ihm auch ein wenig Angst einflößte. Sie hatten sich so entspannt unterhalten, über sich gesprochen, sich berührt, Dinge, die für ihn nicht selbstverständlich waren. Ob sie es mit ihm aushalten würde, wenn sie sein wahres Ich kennenlernte? Oder war der neue, unbekümmerte Martin sein wahres Ich, das Alexandra in ihm geweckt hatte?

Obwohl er auf die dreißig zugeht, hatte er nie eine längere Beziehung gehabt, eine Freundin, mit der es ihm ernst gewesen wäre, eine, mit der er sich ein Zusammensein bis ans Lebensende hätte vorstellen können. Aber Kinder hatte er sich immer gewünscht. Viele Kinder sollten es sein, er wusste aus eigener Erfahrung, wie einsam es ohne Geschwister sein konnte, wie still.

Alexandra war Bibliothekarin auf Orust und pendelte von Göteborg. Dort war sie aufgewachsen, und dort wohnen ihre Eltern. Sie hatte mehrere Jahre mit einem Mann zusammengewohnt, der bei den Grünen politisch aktiv war. Diese Beziehung hatte sie kürzlich beendet.

Sie besaß eine Direktheit und Flexibilität, die mit Martins ruhiger Art gut harmonierte, wie fließendes Wasser auf kargem Stein immer neue Wege fand. Sie verab-

redeten sich immer häufiger, blieben halbe Nächte auf, hörten ihre Langspielplatten und tranken seinen Whisky, sprachen über Weichenstellungen in der Vergangenheit und Träume für die Zukunft.

Nach weniger als einem halben Jahr war Alexandra schwanger und zog bei ihm ein.

Als er mit der Zeitung zurückkehrte, stand der verschlafene Adam bibbernd mit Mülle in den Armen in der offenen Tür und erwartete ihn. Martin umarmte ihn wie jeden Morgen, dann gingen sie in die Küche, machten gemeinsam Feuer im Gusseisenherd und brieten Pfannkuchen.

»Gibt's dazu Schokopudding?«, fragte Adam.

»Keiner da, wir haben gestern vergessen, welchen zu kaufen. Aber du darfst sowieso nicht jeden Tag Pudding essen, das ist auch eine Süßigkeit. Und du weißt, dass die Zahntrolle den auch sehr mögen.«

»Und morgen?«

»Vielleicht. Wir können wieder zum Laden fahren. Morgen ist ja Samstag.«

»Ist heute Dienstag? Oder Kuschelfreitag?«

»Heute ist Freitag. Der Tag heißt einfach nur Freitag.«

Sie blieben lange am Frühstückstisch sitzen. Adam formte aus flüssiger Marmelade und Pfannkuchentückchen Bilder auf seinem Teller. Martin blätterte zerstreut in der Zeitung und hörte gleichzeitig Nachrichten.

Er legte Adam einen weiteren Pfannkuchen auf den Teller.

»Hast du heute Nacht gut geschlafen, Adam?«

Adam dachte eine Weile nach und nickte dann.